

Ralph Gawlick

Die Krieger des Seins: Fayndra und Morlas
Wenn Feuer und Wasser sich vereinen ...

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-173-3

Copyright © 2014 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Umschlagbild:

© Zffoto - Fotolia.com, © sognolucido - Fotolia.com

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Ralph Gawlick

**Die Krieger des Seins:
Fayndra und Morlas**

Wenn Feuer und Wasser sich vereinen ...



PRINCIPAL VERLAG

Der Autor:

RALPH GAWLICK wurde am 28.08.1970 in Ochtrup geboren. Der Diplom-Betriebswirt FH (Fachbereich Polizeidienst) ist verheiratet und hat drei Kinder. Zu seinem Roman wurde er durch sein Hobby des Online-Rollenspiels (z. B. Dark Age of Camelot, League of Legends) und sein Interesse an Fantasyfilmen (z. B. Herr der Ringe, Avatar) inspiriert.

DANKSAGUNG

Mein Dank gilt vor allem meiner Frau Ramona, die mir mit viel Geduld beiseitestand, um dieses Buch vollenden zu können. In vielen Jahren der Ehe waren wir stets wie Feuer und Wasser, haben so manche Krise wie in jeder guten Ehe überstanden. Aber wenn Feuer und Wasser sich vereinen, kommt letztendlich etwas Fantastisches dabei heraus.

Danken möchte ich zudem allen Menschen, gut wie böse, die ich in meinem bisherigen Leben kennenlernen durfte. Auch sie haben dazu beigetragen, gewisse Charaktere formen zu können.

Danken möchte ich vor allem der katholischen Kirche, die durch ihre unzähligen Fehltritte im Laufe ihrer Geschichte einen großen Anteil am erfolgreichen Gelingen dieses Buches hat.

Abschließend gilt mein ganz besonderer Dank meiner alten Gilde, den ›Kriegern des Seins‹ aus dem Rollenspiel Dark Age of Camelot vom Server Albion/Stonehenge, deren Leiter ich für viele Jahre sein durfte, sowie der damaligen Dragonpeace-Allianz, der wir angehörten. Die Charakternamen einiger damaliger Weggefährten haben in diesem Buch ihre Berücksichtigung gefunden.

Das Feuer brennt,
das Wasser rennt
stets durch den Fluss,
nur ihr inniger Kuss
die Zukunft kennt.

Ralph von Mezz

1.

Er war ein junger Mann von kräftiger Statur. Seine Augen leuchteten strahlend blau wie das Wasser einer Lagune. Wie so oft war er früh am Morgen am See und beobachtete, wie sich der rote Feuerball am Rande über der Welt von Terrestos erhob. Still saß er da und genoss den Moment der Ruhe und Einsamkeit. Alle anderen in seinem Dorf waren noch im Tiefschlaf. Er genoss die Einsamkeit und zugleich die Zweisamkeit mit der Natur. Er war stets derjenige, der als Erster morgens in Karpel erwachte. Sein Name war Morlas. Seine Eltern hatten ihn nach seinem Großvater genannt, dem er mit seinen schwarzen Haaren und seinen Gesichtszügen - vor allem, wenn er lachte - sehr ähnelte. Auch charakterlich hatte er viel von ihm, vor allem seinen Ehrgeiz, seinen Tatendrang, sogar seine gelegentliche Unbeherrschtheit und Ungeduld. So saß er also mal wieder da, alleine und die Stille genießend.

Doch irgendetwas schien heute anders zu sein. Irgendwie fühlte er sich beobachtet. Eine innerliche Unruhe stieg in ihm auf. Ihm wurde total unwohl und komisch. Er hatte öfter Vorahnungen, konnte gelegentlich Gefahr vorhersehen, konnte sich dieses Phänomen aber selber nicht erklären. Diese Vorahnungen begleiteten ihn schon sein Leben lang. Wann sie angefangen hatten, daran hatte er keinerlei Erinnerungen. Es war einfach so, sie waren Teil seines Selbst. So wie andere Menschen hören und sehen konnten, hatte er einen weiteren Sinn, in gewisser Weise etwas Übersinnliches. Nur er wusste um seine

Fähigkeiten. Weder seine engsten Vertrauten noch seine Familie hatte er eingeweiht.

So stand er, nichts Gutes ahnend, auf und ging vorsichtig einige Schritte in Richtung des angrenzenden Waldes, der direkt am See lag.

Ich muss herausfinden, was los ist, dachte er und kratzte über seinen Dreitagebart.

In dieser Gegend kannte er sich aus. Schon als Kind hatte er dort öfter mit seinen Freunden und seinem Bruder Xzaradas Verstecken gespielt. Er kannte jeden Winkel, jeden Baum, ja, jedes Astloch. Als Kinder hatten sie in diesem Wald, der wirklich nicht klein war, viel Spaß. Ein Ortsfremder konnte sich problemlos darin verirren.

Die hohen Bäume trugen um diese Jahreszeit satte grünes Laub. In wenigen Wochen würde leider wieder das Blättersterben mit dem Herbstbeginn Einzug nehmen. Morlas liebte die warmen, milden Jahreszeiten. Kälte und Dunkelheit dagegen waren nicht so sein Ding. Glücklicherweise waren die Winter in Terrestos nur von relativ kurzer Dauer. Schnee fiel eher selten, allenfalls wenige Tage.

Schritt für Schritt bewegte er sich dem Waldsaum zu. Schließlich betrat er das Dunkel des Waldes, das lediglich durch die ersten Sonnenstrahlen leicht erhellt wurde. So konnte er zumindest einige Meter weit sehen. Zur Vorsicht hielt er sein Messer, das er stets am Gürtel mit sich führte, in seiner linken Hand.

Seine Kleidung war ein einfaches graues Hemd sowie eine etwas hellere Stoffhose. Er trug keinen Hut oder dergleichen, wie es einige andere in seinem Dorf taten. Er hasste Kopfbedeckungen. Dafür reichten ihm seine kurzen schwarzen Haare.

Sein Messer mit dem smaragdfarbenen Griff wirkte sehr edel. Wie immer war es gut geschärft, darauf legte er großen Wert. In seinem Dorf war es üblich, dass die Männer ab einem gewissen Alter eine solche Waffe von ihren Eltern als Zeichen der Anerkennung und Würdigung des Erwachsenwerdens bekamen. Er hatte dieses Messer vor etwa 10 Jahreswenden bekommen.

Mit einem Mal vernahm er ein lautes Geräusch. Es war ein solch grausames Geräusch, dass ihm angst und bange wurde. Als er sich einen kurzen Moment später umdrehte und sein Messer vor sich erhob, wurde es dunkel um ihn. Irgendetwas hatte ihn in eine tiefe Bewusstlosigkeit gestoßen.

2.

Als der Morgen begann, öffnete sie ihre Augen und spürte, dass sich irgendetwas verändert hatte. Ihre langen schwarzen Haare lagen auf dem Kopfkissen und waren völlig durcheinander von der Nacht. Dennoch war sie eine Naturschönheit, die auch morgens nach dem Erwachen hell erstrahlte. Sie war etwa 20 Jahreswenden alt. Ihr Bett war von wunderbarer Pracht mit einem weißlichen durchsichtigen Stoffhimmel. Das gesamte Schlafgemach war sehr nobel, wie es ihrem Adelsstand entsprach.

Ihr Name war Fayndra. Sie war die Tochter des Herrschers von Caesarion. In der Nacht hatte sie einen merkwürdigen Traum gehabt. Sie konnte sich lediglich an Bruchstücke erinnern. Sie hatte in ihrem

Traum das Gesicht eines jungen Mannes mit auffällig blauen Augen gesehen. Sie konnte dieses Gesicht, als sie nun wach war, jedoch keiner Person zuordnen. Sie erinnerte sich nicht mehr an weitere Details, wusste nur, dass dieser Mann in großer Gefahr war und ihren Namen rief.

Was hat das zu bedeuten?, fragte sie sich und hatte weiterhin das beklemmende Gefühl, das sie beim Erwachen verspürt hatte.

Der Traum und die Erinnerung daran verschwanden nach wenigen Sekunden, aber das leichte Unwohlsein blieb. Bis zu diesem Zeitpunkt war sie morgens niemals von solch einem Gefühl heimgesucht worden. Es gab ja bei ihrem bisherigen Lebensstil dafür auch keinen Anlass. Sie stammte aus dem Hause des Herrschers, wurde laufend mit Geschenken überhäuft und hatte alles, was sie sich wünschte. Ihre florierende Gesellschaft lebte ohne Sorgen und in Wohlstand. Das war eines der Verdienste ihres Vaters, der mit Bedacht und Weisheit das Reich regierte.

Wie jeden Morgen stand sie auf und wusch sich ihr zartes Gesicht. Die Natur hatte es wirklich gut mit ihr gemeint. Dennoch neigte sie selber dazu, irgendwo einen kleinen Makel erkennen zu wollen, obwohl für den neutralen Betrachter keiner vorhanden war. Jeder im Reich beneidete sie ob ihrer Schönheit.

Sie benötigte nur wenige Minuten, um sich zurechtzumachen. Schnell zog sie sich ihr schlichtes weißes Kleid über und rannte hastig die Treppe hinunter.

Der Palast war ein beeindruckendes Gebäude. Sämtliche Böden waren aus Marmor. Viele Details waren mit Gold verziert. Man konnte auf den ersten Blick den immensen Reichtum des Hauses erkennen. Wie üblich freute sie sich auf das reichhaltige Frühstück. Das war auch der Grund für ihre Eile.

Die Eingangshalle des Palastes, die sie nach kurzer Zeit erreichte, war von enormer Größe. Im Mittelpunkt hing der mit Edelsteinen besetzte Kronleuchter. Eine bessere Handarbeit konnte man im gesamten Reich nicht finden. Ihr Vater hatte ihn vor vielen Jahreswenden eigens von seinen Hofhandwerkern anfertigen lassen.

Dieser Kronleuchter war wahrlich ein Meisterwerk. Er war ein Geschenk an Fayndras Mutter zur Hochzeit. Diese war von ebensolcher Schönheit wie ihre Tochter. Leider war sie schon sehr jung, kurz nach Fayndras Geburt, gestorben. Lediglich das riesige Gemälde in der Eingangshalle war Fayndras einzige bildliche Erinnerung an ihre Mutter.

Sie sah ihr unglaublich ähnlich, musste die Tochter mit dem Erwachsenwerden immer mehr feststellen. Wüsste sie nicht, dass es ein Gemälde war, das ihre Mutter darstellte, so würde sie sich selber darauf wiedererkennen. Nur mit dem Unterschied, dass der Maler jeden ihrer Makel weggelassen hatte.

Fayndra vergötterte ihre Mutter, obwohl sie sie niemals kennenlernen durfte. Auch ihr Vater sprach stets nur positiv von ihr. Er sah in Fayndra das Weiterleben, die Auferstehung seiner geliebten Frau.

Hätte das Baby damals nicht die schwere Geburt überlebt, so hätte auch er wohl seinem Leben ein Ende

gesetzt. Fayndra war sein ganzer Lebensantrieb. Sie brachte im Laufe der Jahre mit dem Älterwerden so langsam wieder Licht in das Dunkel seines Herzens. Doch ganz konnte er die Trauer nie überwinden. In seinem Herzen blieb stets eine tiefe Narbe.

»Guten Morgen, Vater!«, rief sie beim Betreten des Esszimmers.

»Guten Morgen, Fayndra, hast du gut geschlafen?«, erkundigte sich der etwa 50 Jahreswenden alte Mann, der bereits am reichlich gedeckten Tisch saß und ein Stück Brot aß.

Seine tief eingekerbten Falten im Gesicht ließen ihn ein bisschen älter erscheinen. Man sah ihm an, dass er schon so einiges in seinem bewegten Leben durchgemacht hatte. Trotz der Falten konnte man ihn durchaus als attraktiv bezeichnen. Er war nicht ganz schlank, hatte einen leichten Bauchansatz und strahlte dadurch Geborgenheit und Gemütlichkeit aus. Sein ergrauter Bart ließ ihn sehr weise aussehen.

»Es geht so«, entgegnete Fayndra auf seine Frage nach der Nachtruhe. »Ich habe irgendwie schlecht geträumt. Leider kann ich mich nicht mehr an den Traum erinnern«, fuhr sie fort.

Sie setzte sich an der langen Tafel direkt neben ihren Vater und legte sich wie jeden Morgen Obst auf ihren Teller. Sie aß gerne exotische Früchte aller Art. Der Tisch bot reichlich davon. Sie kaute auf einer süßlichen Frucht, als sich plötzlich der Himmel verdunkelte. Dabei hatte der Tag gerade erst begonnen. Das beklemmende Gefühl in ihr wurde nun immer stärker.

Was ist mit mir los? Was geschieht hier?, dachte sie.

Mit einem Mal klirrte eines der Fenster des Esszimmers. Das Glas wurde durch einen heftigen Windstoß in alle Richtungen des Raumes geschleudert. Es wirkte fast wie eine Explosion. Durch das Fenster strömte nun ein dunkler Nebel in den Raum und nahm eine furchterregende gesichtslose Gestalt an, jedoch hatte sie so etwas wie Gliedmaßen. Sie hatte menschenähnliche Umrisse, aber nichts Menschliches. Dieses diabolische Wesen schwebte direkt auf Fayndra zu und ergriff sie in seinem Nebel. Wenig später verfinsterte sich alles um Fayndra herum und sie fiel in eine tiefe Bewusstlosigkeit.

3.

Als Morlas seine Augen öffnete, war alles dunkel um ihn herum. Der Kopf schmerzte, als ob er zertrümmert worden war. Als er sich mit der Hand über den Kopf streichen wollte, bemerkte er, dass seine beiden Arme offenbar nach hinten gestreckt auf einer Steinliege fixiert waren. Gleiches galt für seine Beine. Er war gefesselt! An allen vier Gliedern!

Oh mein Gott! Was ist passiert?, fragte er sich in großer Panik.

Mit aller Kraft versuchte er, seine Fesseln durch ständiges Ziehen zu lösen. Doch seine Stärke reichte einfach nicht aus, obwohl er durchaus ein kräftiger junger Mann war. Er wusste nicht, wie lange er dort schon bewusstlos gelegen hatte. Die Zeit, die verstrich, erschien Morlas wie eine Ewigkeit. Sein stechender Kopfschmerz war fast unerträglich.

Nach seinem ersten Schrecken versuchte er, sich ein bisschen zu beruhigen.

Ich lebe noch, das ist ja schon mal ein Anfang, dachte er mit Galgenhumor. Ich muss einen Weg finden, diese verdammten Fesseln zu lösen! Wenn ich wenigstens mein Messer hätte, dann könnte ich diese dummen Seile durchtrennen.

Doch in dieser misslichen Lage konnte er nicht einmal feststellen, ob es überhaupt in seinem Schaft steckte. Das war allerdings angesichts der üblen Situation eher unwahrscheinlich. Wer würde wohl jemanden entführen, ihn an allen vieren fesseln und ihm sein Messer lassen? Das Messer war also offensichtlich keine Option.

So konnte er erst einmal nichts tun, außer nachzudenken. Und trotz des hämmernden Schmerzes grübelte er. Die Gedanken kreisten hin und her. Nicht nur die Lösung seines Problems beschäftigte ihn, sondern auch die Fragen: Wer steckt dahinter? Warum wurde ich entführt?

Ihm fiel keine passende Antwort ein. Er war allseits beliebt in seinem Dorf und hatte sich in seinem bisherigen Leben keine Feinde gemacht. Er musste in seiner Hilflosigkeit an seine Familie und Freunde denken.

Geht es ihnen gut? Haben sie ein gleiches Schicksal erlitten wie ich?, fragte er sich.

Er war wirklich in einer vertrackten Lage. Dies wurde ihm mehr und mehr bewusst. Er konnte nichts tun, außer zu warten und zu beten. Vor allem Letzteres war für ihn ebenfalls keine Option. Morlas war kein gläubiger Mensch. Während die meisten Dorf-

bewohner den Sonnengott verehrten, verließ er sich lieber auf sich selbst. Er hatte seinen eigenen Glauben, doch in diesem Glauben spielten höhere Götter, denen man sich unterzuordnen hatte, keine Rolle. Er glaubte - auch wegen seiner Gabe - an die eigene innere Kraft des Menschen. Warum er nicht wie die anderen an den Sonnengott glaubte, war ihm (noch) nicht bewusst.

Wenn ich nicht die Kraft meiner Muskeln einsetzen kann, dann kann ich zumindest die Kraft meiner Stimme nutzen, dachte er verzweifelt.

Und so begann er, so laut er konnte, »Hilfe!« zu schreien.

4.

Als Fayndra ihre rehbraunen Augen öffnete, war fast alles dunkel. Sie sah nur sehr schemenhaft den Spalt einer Tür. Sie war in einem feuchten, übel riechenden Raum gefangen, lag auf einer Steinbank und war an allen Gliedern mit Lederriemen gefesselt.

Wo bin ich?, dachte sie etwas benommen.

Sie hatte Kopfschmerzen. Es war kein Schmerz, der von einem dumpfen Schlag herrührte, sondern eher ein Kater wie nach einer durchzechten Nacht. Bisher hatte sie so etwas erst einmal erlebt. Es war beim Jahresfest im Palast von Sonnenburg vor drei Jahreswenden. Dort hatte sie im süßen Alter von 17 Jahreswenden das erste Mal vom köstlichen Wein aus dem Palastkeller genascht. Und leider hatte sie davon deutlich zu viel zu sich genommen. Der Tag

darauf rächte sich natürlich fürchterlich. Von diesem Ereignis kannte sie diese Art des Kopfschmerzes. Und genauso war es nun.

Sie konnte sich an die dunkle Gestalt erinnern, die sie in ihrem Nebel umschlossen hatte. Offenbar war sie von diesem Wesen betäubt worden.

Mein Vater! Geht es Vater gut?, waren ihre ersten Gedanken nach dem Erwachen.

Sie zog mit ihren zarten Armen an den Riemen, konnte sie aber nicht lösen. Fayndra hatte viele Stärken, doch Kraft war sicherlich nicht ihre besondere Fähigkeit. Was andere sonst mit Stärke bewältigten, glückte sie mit ihrer hervorragenden Intelligenz aus.

In diesem Moment der Not erinnerte sie sich plötzlich an den nächtlichen Traum mit diesem Mann, der so strahlend blaue Augen hatte. Sie sah sein Gesicht nun direkt vor sich und vernahm die Hilfeschreie. Je mehr sie sich auf diesen Traum konzentrierte, desto schneller fiel sie in einen Zustand des Somnambulismus. Ihr gelang es dadurch, vollkommen in sich selbst hineinzuschauen und sich deutlicher an den Traum zu erinnern.

Anfangs sah sie nur das Gesicht des Unbekannten. Sie konnte genau erkennen, dass sein Stirnbereich mit verklebtem Blut bedeckt war. Er hatte anscheinend eine Kopfwunde. Das Gesicht des jungen Mannes wirkte panisch. Er schrie laut um Hilfe. Je tiefer sie in den Zustand des Somnambulismus fiel, umso weniger konnte sie beurteilen, ob es sich um einen Traum, eine Vision oder um die Realität handelte. Schließlich kam sie in einen Zustand, in dem sie das Gesehene als real empfand.

Sie befand sich plötzlich bei diesem Mann. Der Raum, in dem er lag, war dunkel, dennoch konnte sie alles erkennen. Sie konnte sich das Ganze nicht erklären.

Wieso kann ich etwas sehen, obwohl überhaupt kein Licht in diesem Raum ist?, fragte sie sich.

Sie sah, dass sie in einem Kellerverlies war, in dem lediglich eine Steinliege stand. An den Wänden befanden sich merkwürdige Zeichen, die sie nicht deuten konnte. Auf der Steinpritsche lag dieser junge Mann, der an allen Gliedern gefesselt war und panisch um Hilfe schrie. Es war ein stattlicher Bursche, 20 bis 30 Jahreswenden alt. Trüge er nicht diese schrecklich schlichte graue Kleidung, die zudem reichlich verschmutzt war, so wäre er durchaus attraktiv. Doch in dieser misslichen Lage vermochte Fayndra noch nicht wirklich sein gutes Aussehen zu registrieren.

Sie ging näher an ihn heran, bis sie schließlich direkt vor ihm stand und ihn ansprach: »Wo bin ich? Was ist los?«

Der Unbekannte reagierte nicht auf sie.

»Wer bist du?«, versuchte sie erneut auf sich aufmerksam zu machen.

So sehr sie sich auch bemühte, den Unbekannten anzusprechen, es kam keine Reaktion von ihm. Er schrie weiter panisch um Hilfe. Sie erfasste seine Hand und versuchte ihn zu besänftigen. Er wurde in der Tat etwas ruhiger und beendete das Schreien. Dann löste sie behutsam die Fesseln an seinen Armen und an seinen Beinen.

Mit einem Mal wurde Fayndra aus dem Zustand

des Somnambulismus gerissen, war wieder im Hier und Jetzt, und lag selbst gefesselt auf der Steinliege.

5.

Darkmor war ein kalt wirkender und dunkler Ort. Er lag ganz im Südwesten der Welt von Terrestos. Keinem gewöhnlichen Menschen war es bisher gelungen, dort hinzudringen. Man wusste nur aus Erzählungen von der Existenz Darkmors. Vor allem abends in den Tavernen diskutierte man gerne über diesen unbekanntem Ort. Bis auf welche Zeit die Legenden rund um Darkmor zurückgingen, vermochte niemand genau zu sagen. Man glaubte, dass sich dort die bösen Mächte des Feuers vereinen würden. Den Legenden zufolge würde eines Tages ein großes Übel über Terrestos hereinbrechen. Ein böser Magier namens Rhabwyn mit ungeheuren Kräften würde die friedliche Welt von Terrestos in seinen Besitz nehmen wollen. Alleinig ein Bund von einigen wenigen - genannt die Krieger des Seins - würde sich seiner Macht entgegenstellen können. So besagten es die Legenden in ganz Terrestos, sowohl in den kleinen Dörfern auf dem Lande, wie etwa Karpel, als auch in Sonnenburg, der Hauptstadt des Reiches Caesario, ganz im Nordosten Terrestos.

Was nur ganz wenige in der Welt von Terrestos wussten: Rhabwyn war keine Legende! Rhabwyn, der schon mehrere 1000 Jahreswenden alt war, lebte tatsächlich zurückgezogen an jenem schrecklichen und dunklen Ort. Sein Gesicht mit seinen offenbar

ins Leere blickenden kalten Augen war von einer langen Narbe auf der rechten Wange gezeichnet. Seine Haut war sehr bleich, ja fast weiß. Er trug ein langes schwarzes Gewand und einen langen schwarzen Stab, der an der Spitze mit einem roten, leuchtenden Stein verziert war.

Im Herzen von Darkmor stand in einem Tal zwischen großen Felsen der Palast von Rhabwyn. Es war ein schwarzes Steingebäude in der Form eines Totenkopfes. Die Augenhöhlen leuchteten - bedingt durch die Flammen, die ihnen entsprangen - feuerrot. Der Haupteingang wirkte auf den ersten Blick wie ein schrecklich aufgerissenes Maul und war in keiner Weise einladend. Ein Normalsterblicher hätte nie den Mut gefunden, durch diesen Schlund zu schreiten, den man nur über eine etwa 50 Meter lange Hängebrücke, die über einen kleinen See führte, erreichen konnte.

Es war kein schöner und klarer See wie etwa der in Karpet. Nein, dieses Wasser war dunkelgrün und komplett mit einem algenartigen Gewächs bedeckt. Zum Baden hätte er wahrlich nicht eingeladen. Die Temperatur der Flüssigkeit war, ganz im Gegensatz zur Umgebung, unermesslich hoch, was man am Brodeln dieser nicht näher zu definierenden Flüssigkeit erkennen konnte, die mit herkömmlichem Wasser außer ihres Aggregatzustandes absolut nichts gemeinsam hatte.

Rhabwyn lebte nicht alleine auf Schloss Darkmor. Er hatte dort Tausende seiner Vasallen vereint, die jeden seiner Befehle loyal umsetzten. Die Vasallen lebten, wenn sie nicht gerade von Rhabwyn benö-

tigt wurden, in dieser grünen Suppe des Sees. Wenn sie schliefen, tauchten sie tief in den See hinein. Sie waren Kreaturen des Elementes Feuer. Wer dieses Element beherrschte, herrschte zugleich über die Vasallen. Trotz ihrer Elementzugehörigkeit konnte ihnen offenbar die Flüssigkeit des Sees nichts anhaben. Es war auch niemandem bekannt, was sich in dessen Tiefen unter der brodelnden, bestialisch stinkenden grünen Oberfläche befand. Ob ihnen diese algenartigen Gewächse der einfachen Nahrungsaufnahme dienten? Niemand vermochte es zu beurteilen.

Sie waren sehr hagere und gekrümmte, skelettähnliche Gestalten. Ob sie wirklich etwas Lebendiges an sich hatten, war schwer zu sagen. Einzelne Vasallen gab es nicht. Sie lebten immer in Gruppen von mindestens 50 Wesen zusammen. Starb einer dieser Vasallen, oder wurde er zerstört, so gab es in Schloss Darkmor eine Art Geburtsstätte, in der ein automatischer Nachersatz stattfand. Dieser Ort lag in einer tiefen, unterirdischen Höhle, wo der Kern des Elementes Feuer entsprang. Keinem normalen Menschen war es bisher möglich, diese Geburtsstätte des Bösen jemals zu betreten. Nur das Erlöschen seines Feuerkerns wäre eine theoretische Möglichkeit gewesen, die Geburt neuer Vasallen zu verhindern.

Rhabwyn nannte die Vasallen stets ›meine Kinder‹. Obgleich er sie so bezeichnete, waren ihm Gefühle wie Liebe und Fürsorge unbekannt. Sein Herz war kalt wie seine gesamte Körpertemperatur. Einzig die Spitze seines Zauberstabes wirkte auf den Normalsterblichen warm. Das rote Licht dieses Stabes

strahlte viel Macht aus. Es war ein Symbol des Feuers und der Stärke Rhabwyns. Er hatte diesen Stab einst vor vielen 100 Jahreswenden in seinen Besitz gebracht. Er wusste damals noch nicht um die Macht des Stabes. Doch irgendwann, als er seine Heimat verließ und in den Bann der Mächte des Bösen gelangte, wurde er in die tiefen Geheimnisse der Elemente eingeweiht. Er war der Auserwählte der bösen Mächte, die er selber zum Leben erweckt hatte, ohne das seinerzeit zu wissen. Damit wurde er einst der mächtigste Magier von ganz Terrestos. Mit seiner wachsenden Macht ergriff zugleich mehr und mehr das Böse von ihm Besitz. Für lange Zeiten war er seiner Macht beraubt und sprichwörtlich kaltgestellt worden. Endlich war die Zeit seines Auftauens gekommen. Nun konnte er wieder von seiner Macht über das Element Feuer und über die Vasallen Gebrauch machen.